

www.e-rara.ch

Chronik der Burg Wildegg von 1584 bis 1684

Pichler, Luise

Zürich, 1907-1911

Zentralbibliothek Zürich

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-140316>

Kapitel 1. Bernhard von Effinger 7ter Herr von Wildegg.

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

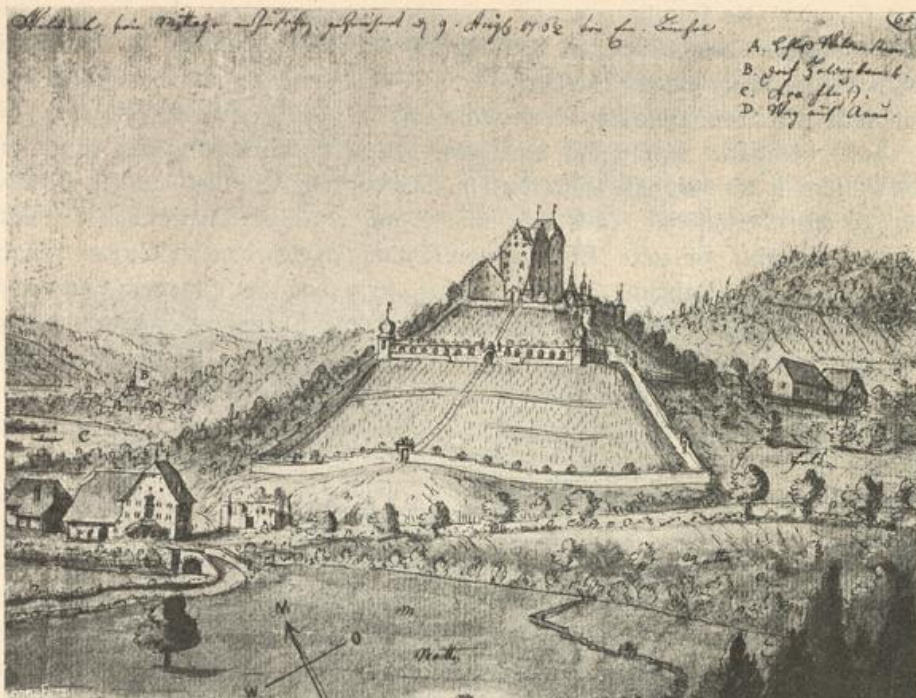
e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelnformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]



Schloß Wildegg im 18ten Jahrhundert, nach Bückel.
 (Im Basler Museum.)

Kapitel I.

Bernhard von Effinger 7ter Herr von Wildegg.

Unabhängige Stellung der Familie von Effinger. — Junker Bernhard als Bauherr. — Ehosky über Aufgang und Niedergang der Geschlechter. — Bernhard Stubenmeister der Kunst zu Distelzwang. — Pacht- und Kaufverträge. — Der Rat von Aarau ladet die Nachbarschaft auf den Neujahrstag 1685 ein. — Verfolgung der Hugenotten; sie finden Zuflucht in der Schweiz. — Gesandtschaft nach Paris 1687. — Escher und Dazelhofer und die Junker von Wildegg. — Ankunft in Paris. — Hôtel de la Reine Marguerite. — Fontainebleau. — Die Herzogin von Orleans. — Königliche Bauten. — Denkmal Ludwigs XIV. — Glanz und Niedergang seines Reiches. — Schweizergarde. — Einladungen. — Gscheiterte Unterhandlungen. — Ablehnung des französischen Goldes. — Abreise und ehrenvolle Heimkehr.

Mit Junker Bernhard, den wir im 4^{ten} Heft der Chronik von Wildegg siegreich von der Befreiung Wiens heimkehren sahen, scheint uns die Geschichte des Hauses Effinger von Wildegg ihren Höhepunkt erreicht zu haben. Damit soll nicht

gesagt sein, daß die Familie von nun an niedergegangen wäre; aber in ihrer bisherigen ländlichen Unabhängigkeit hatte sie sich von der Untertochter, die damals in Bern herrschte, ferngehalten. Die Herren von Wildegg wußten sich in ihren erprobten Grundsätzen, in ihrer einfachen Lebensweise und in ihrer persönlichen Eigenart eine freie und ehrenhafte Stellung zu bewahren. Über die Unabhängigkeit dieses Geschlechtes schrieb der bekannte Historiker Dr. Theodor von Liebenau am 31. Oktober 1885 an die Verfasserin: „Als ich jüngst Ihr reizendes Ahnenschloß erblickte, da dachte ich mir: die edlen Effinger von Wildegg hatten doch vollkommen Recht, als sie, getreu der Mahnung des alten Horaz, ferne von den Staatsgeschäften das von den Ahnen ererbte Stammgut zum Gegenstande ihrer sorgsamten Pflege wählten. Wie schade aber, daß ein so treffliches Geschlecht in einer Zeit erlöschen mußte, die so arm an charakterfesten, selbstlosen Männern ist.“

Noch lebte die Familie auf ihren Stammgütern Wildegg und Wildenstein und begnügte sich mit den Rechtsamen derselben und dem Ertrag des alten Besitzes in Brugg. Durch Arbeitsamkeit, Ordnungsliebe und ansehnliche Verbindungen war es ihr gelungen, ihren Stand aufrecht zu erhalten. Drei kräftige Stammhalter versprachen dem Haus Wildegg sicheres Wachstum und Weiterblühen. Von seinen Nachkommen wurde Junker Bernhard der Louis XIV. der Familie genannt, nicht sowohl im Sinne eines ländergierigen, herrschsüchtigen Regenten, als um seiner Charaktereigenschaften, seines regimentfähigen Wesens und seiner Vorliebe für künstlerisch architektonische Betätigung willen. Auch seine ungelente Schreibweise teilte er mit dem großen König. Nur wenig Schriftliches von seiner Hand hat sich bis auf uns erhalten. Besser als die Feder, wußte er den Degen zu führen.

Was dieser Junker als großartiger Bauherr mit eigenen Mitteln geleistet hat, ist wahrhaft staunenswert. Darin war er sogar dem Gebieter Frankreichs überlegen, indem er seine Bauten selbst bestritt, während jener zu seinen weitgehenden Unternehmungen sein Volk rücksichtslos ausbeutete.

Von 1678—1725 hat Junker Bernhard nachstehende Bauten aufgeführt: er verband die Türme des Schlosses auf der Nordwestseite durch einen auf mächtigen Quadern von starken Strebepfeilern befestigten Zwischenbau, wo jetzt der Rittersaal und über demselben die Salistube sich befinden. Er erhöhte den Schloßgiebel beträchtlich, wodurch viel Raum gewonnen wurde, und zierte ihn mit weithin sichtbaren, aus den Voluten emporstrebenden Stein-Obelisk; zugleich erneuerte er den von Sachkennern bewunderten Dachstuhl und verschönerte das Innere des



Das Wirtshaus zum Bären bei der Hellmühle.

Schlosses. ferner baute er das stattliche Wirtshaus zum Bären, unter dessen steinernem Balkon man die Jahreszahl MCDLXXXII (1692) liest, und daneben das Wohnhaus zur Mühle. Er erstellte das Bauernhaus am Schloßhügel, dem spätere Besitzer leider seinen ursprünglichen, der Landschaft angepaßten Charakter benahmen. Auch die Sennerei auf dem Hard wurde von Junfer Bernhard zu einem stattlichen Pächterhause vergrößert. Den östlichen Giebel zierte er durch eine hölzerne Laube



Schloßhof zu Wildegg.

mit geschnitztem Säulengeländer, von wo man nach dem Schloß hin einen großen Teil des Gutes überschauen konnte. Über dem Rundbogen der Eingangstüre las man die Jahreszahl 1697. Diese Pforte blieb unversehrt, als am 4^{ten} Juli 1908 ein Blitzstrahl in wenigen Minuten Wohnhaus und Scheune in einen Aschenhaufen verwandelte. Unter Bernhards Verwaltung entstand auch die obere Ziegelhütte, die lange Jahre das Material zu den Hofbauten lieferte; außerdem ließ er einen zweckmäßigen Gartenkeller zur Überwinterung des Gemüses ausgraben und wölben, legte davor den Neugarten in französischem Stile an und flankierte ihn durch zwei Ecktürmchen. Die Schloßreben umgab er mit einer Mauer, in die er ein mit seinem

Wappen gekröntes Tor einbaute. Aus einer Entfernung von einer halben Stunde leitete er die Hauptquelle in hölzernen Röhren zum Schloß und setzte den noch vorhandenen Brunnentrog in den Schloßhof. Man liest an dessen eiserner Einfassung die Worte: Wohlweiser, edelveste Junker Obervogt Bernhard Effinger wohnhaft zu Wildegg, 17 II (= 1702). Der Brunnenstock trägt dagegen die Jahrzahl 1790.

Verschiedene Törlein von geschmackvoller Steinhauerarbeit, deren Inschriften den Geist des Bauherrn verraten, sind hier im Bild wiedergegeben.

Über der Treppe gegen die Terrasse lesen wir auf der Hofseite:

1. OMNIA PRUDENTER ET RESPICE FINEM.

Tue alles verständig und bedenke das Ende.

Auf der Terrassenseite:

2. NOMEN BONUM MELIUS QUAM DIVITIAE MULTAE.

Ein guter Name ist besser als viele Reichthümer.

Das Ausgangsportal der Terrasse trägt die Inschrift:

3. NON MINOR EST QUERERE QUAM QUESTO PARTA TUERI.

Nichts geringeres ist es, etwas zu erwerben, als das Erworbene zu behalten.

Auf dem Eingangsportal gegen das Schloß steht:

4. OMNIA CUM DEO, SINE SUO NOMINE, NIHIL EST IN HOMINE.

Alles mit Gott! Ohne sein Walten ist nichts im Menschen.

Auf der Innenseite des Portals:

PIETAS ET CONCORDIA. POSTERITATI RECOMANDATA.

JUSTE, SOBRIE, RELIGIOSE.

frömmigkeit und Einigkeit sind den Nachkommen empfohlen.

Gerecht, Mäßig, fromm.

Alle die Werke krönte der Schloßherr von Wildegg 1701—03 mit dem Neubau der Kirche zu Holderbank, die er an Stelle der alten baufälligen Kapelle über der Familiengruft aufrichten ließ. Seine Gemahlin, Barbara von Salis, stiftete ins Innere des neuen Gotteshauses eine weißmarmorne Kanzel mit zugehöriger Treppe, die sie aus Graubünden kommen ließ. In großmütiger Weise verschrieb seine Schwester, Frau Salome Dargelhofer, dem Patronatsherrn ein Legat zur Deckung der entstandenen Baukosten.

Die Bauten, die Junker Bernhard nach und nach ausführte, sind so beträchtlich, daß heutzutage kaum ein Privatvermögen dazu hinreichen würde. Wohl kann man daher den unternehmenden Herrschaftsherrn, der nebenbei eine ausgedehnte Landvogtei verwaltete, in den Zenith der Familiengeschichte stellen.

Wir möchten hier einen Artikel von Heinrich Ehotzky anführen, der vor einigen Jahren in den „Grünen Blättern“ Johann Müllers erschien.

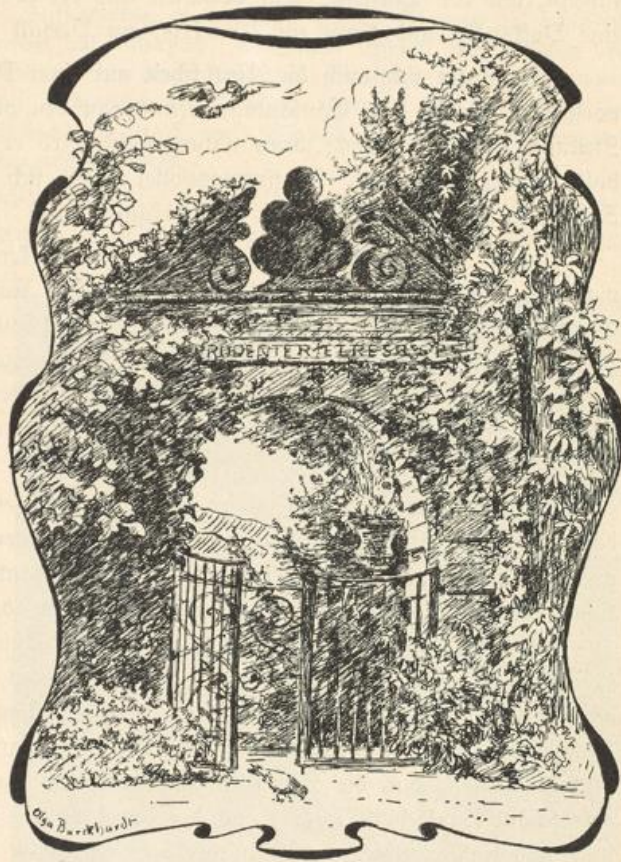
„Ein Geschlecht ist wie ein Menschenleib. Wie der Seele des Einzelnen, so geht's der Geschlechtsseele; sie entwickelt sich aus kleinen Anfängen und erwächst zum vollen Bewußtsein, erreicht das Höchste, was sie erreichen kann, und dann geht's abwärts, bis sie in Greisenalter und Tod versinkt. Aber so wenig als beim Einzelnen, ist beim Geschlechtsleben etwas dem Zufall unterworfen, sondern es waltet darin ein planvolles, verborgenes Fühlen.

Unsere Kinder kommen entweder höher, als wir sind, oder sie fallen herunter, wenn auch oft ganz unmerklich. Wir sind also Steiger oder faller Je höher das Ideal, das sich ein Volk stellt, desto langsamer kommt der Verfall.“

Diese Gedanken hatten sich Chozky bei der Begegnung mit einem heruntergekommenen Nachkommen des mongolischen Eroberers Dschengis-Khan aufgedrängt. So fand sich unter den Monteuren, die das elektrische Licht im Castel Nuovo zu Wildegg einrichteten, ein Franzose Lusignan, der vorgab, ein Abkömmling jener Könige von Jerusalem aus der Zeit der Kreuzzüge zu sein.

Zwei Namen in der Schweiz stellen die aufwärts und abwärts sich bewegende Linie der Geschlechter wörtlich dar; es sind die Familiennamen Steiger und faller. Die faller können Steiger, die Steiger faller sein.

„Es muß jedem Geschlecht“, sagt Chozky weiter, „volle Gerechtigkeit in der Entfaltungsmöglichkeit widerfahren, es muß aber auch jedes Geschlechts Wahrheit herauskommen Es wird also jedem Geschlecht die Gelegenheit geboten, seine größtmögliche Höhe zu erreichen, und jedes entfaltet auch seine Wahrheit, sein innerstes Wesen.



Was nun das Geschlecht nicht erreicht, das gelingt möglicherweise der Geschlechtersumme; denn Volks-Geschlechter legen sich schlafen, sie sterben aus, aber sie bestehen trotz des Sterbens noch fort. Sie leben in der Volksseele — und siehe, hier der gleiche eigentümliche Vorgang. Jedes Volk erhebt sich ja gerade so wie das Geschlecht, wie der Einzelne. Ein Wachsen aus der Wahrheit heraus, ein Aufblühen, eine Volkshöhe und dann ein Abwärts, ein Verfall und Entartung!“

Man kann sich auch die Menschheit auf einer Doppelleiter auf- und absteigend vorstellen. Es ist eine Täuschung, wenn man den oben Angekommenen um seiner Stellung willen beneidet; denn naturgemäß wird er von dem ihm Nachfolgenden bald wieder verdrängt. Hoffnungsvoller fühlt sich der unten stehende und von Sprosse zu Sprosse aufsteigende Emporkömmling.

Unsern von seinem Kriegszug gegen die Türken heimgekehrten Rittmeister erwarteten vielfache Geschäfte friedlicher Natur. Als Nachfolger seines Bruders, Franz Christoff, Herrn zu Wildenstein, zur Würde eines Stubenmeisters der adeligen Junft zu Distelzwang erwählt, lag es ihm ob, die Rechnungen dieser Gesellschaft zu führen; da er aber 1684 nicht am großen Bot, der jährlichen Vereinigung, anwesend war, legte sein Schwager, Franz Emanuel von Bonstetten, am 11^{ten} Januar die Rechnung für ihn ab.

Auf Lichtmeß gleichen Jahres erneuerte er einen dreijährigen Lehenaccord für das Schloßgut Wildegg mit dem bisherigen Pächter Uli Ackermann. Unter dem ausgeliehenen Land befindet sich auch der Güteranteil seiner Schwester, der Frau Landvögtin von Bonstetten. Dieser Lehenvertrag dauerte nur drei Jahre; denn 1687 ist Rudolf Bryner als Pächter angeführt. Unterzeichner des Dokumentes sind drei Fischer von Möriken, der eine als Gerichtsvogt, der zweite als Gerichtswibel, der dritte als Notar und Herrschaftsschreiber. Bis in die neueste Zeit trug ein Zweig des Fischergeschlechts den Übernamen „Vogts“. Diese und andere Schriftstücke beweisen, daß die Schreiber der damaligen Zeit einen berechtigten Stolz auf eine schöne Handschrift legten, und der dabei übliche Handzug ist ein wahres Kunststück von Kalligraphie. — Auch mit dem ehrsamem Hans Engel von Rynach wird ein dreijähriger Pachtvertrag um die Hellmühle abgeschlossen. Es scheint aber der Lehenbestehrer vor Ablauf der Verfallzeit gestorben zu sein, denn schon im April 1688 tritt ein Ulin Meyer an seine Stelle.

Den neuen Gutsherrn erfreute im Herbst eine reichliche Weinernte; denn auf einen harten Winter, der Flüsse und Seen gefrieren machte, folgte ein so heißer Sommer, daß die Trauben schon im August zur Reife gelangten. Im Mai dieses Jahres holte der Tod seines Vaters Schwester, Frau Anna von Meiß zu Tüffen, ins Jenseits ab. Sie hinterließ nur eine Tochter.

Mehr als seine Vorfahren, scheint Junker Bernhard sich am öffentlichen Leben beteiligt zu haben. So finden wir ihn am Neujahrstag 1685 in zahlreicher

Gesellschaft bei einem Gastmahl, das der Rat in Narau seinen Nachbarn gab. Die Narauer Chronik nennt folgende Gäste:

„Den wohladeligen Stifftsherrn zu Schönenwerd, die Ratsherren zu Zofingen, Brugg und Lenzburg; Peter Besenval, Landvogt zu Gösgen, Junfer Gluz, Schultheiß zu Olten; Samuel Imhof, Landvogt auf Lenzburg; Junfer von Wattenwyl, Hofmeister zu Königsfelden; Junfer Graviset, Commandant zu Narburg; Fischer, Stiftschaffner zu Zofingen; Bucher, Obervogt auf Schenkenberg; Hans Rudolf Müller, Obervogt auf Viberstein; die Junfer Eßfinger von Wildegg und von Wildenstein; Junfer May von Schöftland und Rued; Junfer von Landenberg in Liebegg; Langenbach, Amtmann zu Casteln; Rudolf Kastenhofer auf Trostburg; Decanus von Stüßlingen; der Pfarrherr zu Ober- und Unter-Erlisbach; die Prädikanten, so nächst um die Stadt gelegen, und endlich alle Nachburen von Wöschnau und Eppenberg.“

Auch in diesem Winter weilt der Junfer von Wildegg auf seiner einsamen Burg; denn im Januar besetzt er in eigener Person den Twing Möriken-holderbank und verbindet damit die Eidesleistung.

— Nach einer Verordnung von 1613 bestand dieselbe im Gelöbnis der Treue u. Wahrheit gegen die Obrigkeit.

„Verpflichtung ihrer Vögte und Amtleute Gebote und Verbote, Satzungen und Mandate zu halten, in Sachen der Religion, Reformation, Reislaufen und anderen politischen und bürgerlichen fragen Gehorsam zu leisten, keinen anderen Schirmherrn anzunehmen, ohne Erlaubnis in keine fremden Kriegsdienste einzutreten, und weder heimliche noch öffentliche Versammlungen zu besuchen. Die Gerichtsherrn mußten vom Landgericht öfters ermahnt werden, ihre Untertanen huldigen zu lassen.“

Wir haben gesehen, daß die Herrschaftsherrn von Wildegg dieser Verordnung regelmäßig nachkamen.

Im Februar bemerkte man mehrere Erdstöße in Narau und Umgebung.

Den 17^{ten} Mai lassen David Läder und Elsi Hiltbold einen Knaben taufen. Der kleine Hans Heinrich hat als Paten den Minister Düll und Frau Rosine Juliana Eßfinger geb. von Erlach zu Wildenstein.



Große Bestürzung und gerechten Unwillen erregte es unter den protestantischen Ständen der Eidgenossenschaft, als im Oktober dieses Jahres (1685) Ludwig XIV. das Toleranz-Edikt aufhob, das sein Großvater Heinrich IV. zum Schutz der Hugenotten erlassen hatte. Es war nur der letzte Schlag, den der despotische Monarch gegen seine andersgläubigen Untertanen «de la prétendue Religion réformée» ersann, um sie in den Schoß der katholischen Kirche zurückzuführen. — Zuerst wurde versucht, sie durch irdische Vorteile zu gewinnen; schlugen aber diese Verlockungen fehl, so wurden Dragoner in die Häuser der Widerspenstigen einquartiert, bis alle Vorräte aufgezehrt waren. Noch Schlimmeres ahnend, verließen die Vorsichtigen unter den Reformierten, ihr Hab und Gut zurücklassend, allmählich den heimatlichen Boden, auf dem sie sich nicht mehr sicher fühlten. Die Unterdrückung der calvinischen Lehre in seinem Reich genügte jedoch dem allgewaltigen Könige nicht; am liebsten hätte er die verhassten Ketzer ganz aus der Welt geschafft. Unter seinem Einfluß wurden auch die waldensischen Talleute in Savoyen verfolgt, und er suchte Jakob II. von England zu veranlassen, die katholische Religion mit Gewalt wieder in seinen Staaten einzuführen, ein Versuch, der diesen schließlich den Thron kostete.

Wir lesen in der Narauer Chronik:

„Am 24^{ten} februar ist von allen Orten der evangelischen Eidgenossenschaft wegen der vertriebenen Piemontesen ein Betttag und eine Steuersammlung angeordnet worden. Dieses ist seit den Apostelzeiten schon die 29^{te} Verfolgung der Piemontesen. Man ließ sie lange im Gefängnis und hat sie ihr Herzog von Safoy selbst auf die Schlachtbank verkaufen wollen; allein eine löbliche Eidgenossenschaft hat sie erlöst.“

Doppelt schmerzlich und befremdend mußte es für die Hugenotten sein, daß eine geborene Hugenottin, eine Enkelin Agrippas d'Ubigné, den von ihr beherrschten vermeintlichen Selbstherrscher, zu solcher Bekehrungswut antrieb. — Der Kanzler Le Tellier und dessen Sohn Michel, Marquis de Louvois, unterzeichneten mit wahrer Befriedigung den Erlaß der Aufhebung des Edikts von Nantes; doch sollte die Nemesis für diesen Gewaltakt nicht ausbleiben. Kaum hatte Le Tellier mit seiner Unterschrift die königliche Verordnung beglaubigt, so überraschte ihn der Tod; Louis XIV. versiel in eine langwierige, schmerzhaftige Krankheit, die ihn an den Rand des Grabes brachte, und Frankreich wurde seiner tapfersten Soldaten und treuesten Untertanen beraubt. So kam es, daß eine Flut grausam verfolgter Waldenser und Hugenotten sich lawinenartig über das evangelische Gebiet der Schweiz ergoß, wo den bedrängten Glaubensgenossen freies Asyl und großartige Unterstützung gewährt wurden. Besonders Genf hatte unter dieser massenhaften Einwanderung zu leiden; in einer einzigen Woche sollen einmal 3000 Flüchtlinge dort Zuflucht gesucht haben. Es bedurfte nicht wenig Mut und Entschlossenheit von Seiten dieser kleinen, zwischen mächtigen Staaten eingekleinten Republik, dem Haß ihrer Feinde und den Drohungen ihrer französischen und savoyischen Residenten Trotz zu bieten.

Ebenso unerschrocken wie Genf erzeugte sich die übrige reformierte Schweiz. Gesandtschaft auf Gesandtschaft wurde von den betreffenden Ständen an den Turiner und den Versailler Hof zu Gunsten ihrer Glaubensgenossen abgeordnet, doch mit unbefriedigendem Erfolg.

Als die Zahl der Eindringlinge immer größer wurde, mußte darauf gedacht werden, einen Teil derselben auf andere Gebiete abzuschieben. Die Pfalz, Hessen, Brandenburg, auch Holland erklärten sich bereit, eine Anzahl dieser Emigranten aufzunehmen. Vom November 1685 bis Februar 1688 sollen mehr als 15,000 französische Flüchtlinge über Schaffhausen nach Deutschland befördert worden sein.

Von der Höhe des Schlosses Wildegg sah man zu jener Zeit ganze Schiffs- ladungen voller Flüchtlinge die Aare herabfahren, und manches Trüpplein müder Wanderer, die den sicherern Landweg gewählt hatten, näherten sich Brugg zu. Da Bern bis dorthin für deren Unterhalt besorgt war, wird wohl Junker Bernhard auf obrigkeitlichen Befehl den Durchreisenden im Bären freie Wegzehrung gewährt, und manchen Notpfennig in ihre Hand gedrückt haben. Vielleicht ließ er sich auch nach abgehaltener Gerichtssitzung, die jeweilen in diesem Gasthause stattfand, mit den Beklagenswerten in ein Gespräch in ihrer Muttersprache ein. — Joh. Heinrich Rahm erzählt uns in seiner eidgenössischen Geschichtsbeschreibung:

„Im September 1686 sind zwei mit 138 flüchtigen Franzosen beladene Schiffe, welche naher Brugg fahren wollten, bei Narberg zu scheitern gegangen, sodaß von dieser Anzahl Volks 113 Personen todt im Wasser geblieben.“

Unsäglich Gefahren waren diese Unglücklichen entronnen, bis es ihnen endlich gelungen war, sich über die Grenze zu retten; auf allen Straßen und an allen Fluß- übergängen standen Posten von Aufpassern, die sie abfangen sollten; wie gehetztes Wild wurden sie durch Feld und Wald verfolgt. Doch nicht alle diese von Haus und Hof Vertriebenen hatten das Glück, ihren Feinden zu entinnen, eine große Zahl auf der Flucht Begriffener fiel in die Hände ihrer Häscher. Ihr Schicksal war viel beklagenswerter, als dasjenige der aller Existenzmittel beraubten Heimatlosen. Sie wurden in schwere Ketten gelegt und in feuchte Kerker geworfen, wo sie bis zum Tode schmachteten, oder man verbannte sie auf die Galeeren, auf welchen sie von grausamen Aufsehern hart drangsaliert wurden. Noch schlimmer erging es den sich in ihr Schicksal fügenden, in ihren Wohnstätten zurückgebliebenen Calvinisten. Sie erlitten die unmenschlichsten Mißhandlungen. Ihre Widersacher knüpften sie an den Haken der offenen Feuerstätten auf und zündeten nasse Strohbindel unter ihnen an, bis ihnen die Haut in Fetzen herabhing; sie zogen ihnen die Kleider ab und spickten ihren ganzen Leib mit Nadeln, schlitzen ihre Haut mit scharfen Messern auf, rissen ihnen Bart, Kopfhaar und Nägel aus; noch andern setzten sie einen umgestürzten Kessel aufs Haupt und schlugen auf diesen mit einem schweren Instrument, bis ihre armen Opfer dem Wahnsinn nahe waren; das Lager der Fieberkranken umstellten sie mit einer Abteilung von sich ablösenden Trommel-

schlägern, und wochenlang verhinderten sie die Gesunden am erquickenden Schlaf. Überall erschienen die Priester an der Spitze der Dragoner, um diese zu ihrer Bekehrungsarbeit anzuspornen und etwaige barmherzige Katholiken von mitleidiger Einmischung abzuhalten. Bei dieser tollen Jagd waren die Jesuiten die Jäger, die Dragoner die Jagdhunde und die Calvinisten das gehezte Wild. Eltern wurden ihrer Kinder beraubt, und diese in Klöster gesteckt; Kinder mußten ihre alten, gebrechlichen Eltern hilflos zurücklassen. Nicht nur alle reformierten Kirchen wurden geschleift, auch in den Schlössern und Privathäusern war es unter Androhung harter Strafe verboten, sich um Gottes Wort zu sammeln.

Man muß sich wundern, daß in dieser Drangsalzeit nicht mehr Reformierte zur katholischen Konfession übertraten, aber die Lehre Calvins wirkte mit solcher Überzeugung in seinen Anhängern, daß sie sich nicht scheuten, Gut und Blut dafür einzusetzen. — 800 000 Hugenotten verließen in jenen Jahren ihr Vaterland, und ihre Intelligenz und Geschäftstüchtigkeit kam nun den Ländern zugut, die ihnen sichere Zuflucht boten. — Noch heute leidet Frankreich an den folgenschweren Uderlässen, die es seiner besten Bewohner beraubten. — Alle diese Einzelheiten erzählt uns ein Zeitgenosse in seinem Geschichtswerk

«Le règne de Louis XIV. Tome 5. par H. P. de Limiers, Dr. en droit. Amsterdam 1718—19.»
Auf der ersten Seite jedes der X Bände lesen wir den Namenszug J. B. E. W. (Joh. Bernhard Effinger, Wildegg).

Nach dieser unfreiwilligen Völkerwanderung kehren wir wieder zu unserem einsamen Burgherrn auf Wildegg zurück.

Dem Taufrodell von Holderbank entnehmen wir, daß er am 13^{ten} Mai 1686 einem Bernhard Schmid seinen Namen gibt. „Gotte“ ist Sarah Lüscher.

Im gleichen Jahr bewilligten ihm der Deutsch-Seckelmeister und der Rat zu Bern einen Tausch des großen Getreidezehntens zu Möriken gegen die Abtretung von 95 Bodenzinsen, die dem Kloster Königsfelden näher gelegen waren. Der Hofmeister empfiehlt den Tausch als einen den Gnädigen Herren von Bern vorteilhaften.

Aktum auf Pergament vom 16^{ten} Dezembris 1686. Unterzeichnet und besiegelt von Herrn Joh. Rudolf Wurstemberger, regierender Venner der Stadt Bern und vom Junkern von Wildegg.

Im nämlichen Spätherbst kauft Bernhard seinen Schwägern, Emanuel von Bonstetten und Friedrich von Erlach, die bei Möriken gelegenen Güter ab, die ihren Gemahlinnen „den wohladeligen Töchtern des Hauses Wildegg“ aus der Erbschaft ihres Vaters zugefallen waren.

„Diese Liegenschaften bestanden in einem Haus samt Scheune und Bestallung, zwei Mannwerk Baumgarten, item dem sogenannten äußeren Rebhaus, samt 6 Jucharten Reben, wovon 3 beim Junkholz und einigem Püntland. Ferner an Mattland 26¹/₂ Jucharten, an Ackerland 47¹/₂ Jucharten, Schiff, Geschirr, Heu, Stroh, Bau inbegriffen.

Es handelte sich um das sogenannte Sennhaus, später Ammann Gebhards Wohnung, am

obern Weg neben Burger Heiris Haus. Dafür bezahlte der Junker von Wildegg 12200 Gulden samt 12 Dublonen in spezie zum Trinkgeld."

Nach Erledigung dieser Geschäfte bestiel den noch nicht durch engere Familienbande gefesselten Junker von Wildegg neue Wanderlust, und bald sollte sich günstige Gelegenheit bieten, diesem Triebe zu folgen.



Reiterstatue Ludwigs XIV. in Versailles.

Pariser Gesandtschaft.

1687.

Von altersher besaß Genf herrschaftliche Rechte, Renten und Zehnten in der benachbarten Landschaft Gex. Dort hatte ein Teil der Bewohner die Reformation angenommen, und es war ihnen durch Verträge freie Religionsübung zugesichert worden. Allein Ludwig XIV. hielt sich in konfessionellen Angelegenheiten durch keine Verträge

gebunden. So wurden im Lande Gex nach und nach alle reformierten Kirchen, als letzte diejenigen von Ferner und Sergy geschlossen, niedergerissen und deren Prediger verjagt. Wie sich der Bischof von Annecy als Nachfolger des Bischofs von Genf betrachtete, so betrachtete sich das dortige Kapitel als Nachfolger des ehemaligen Stifts St. Peter, das seine Einkünfte aus der Landschaft Gex bezog, diese nun aber nach der Reformation, der Republik Genf zu wohlthätigen und frommen Zwecken zugewendet hatte. Da erging ein Befehl des Königs von Frankreich, daß man diese Einkünfte, auf viele Jahre zurückgreifend, dem katholischen Cultus zurückerstatten solle, was sich auf eine unerschwingliche Summe belaufen hätte. Nun schickte Genf einen Abgeordneten nach Paris, um beim König Vorstellungen zu machen, doch wie vorauszusehen war, ohne geneigtes Ohr zu finden. — Durch diesen Mißerfolg dreister gemacht, begnügte sich die katholische Geistlichkeit nicht mehr mit den ihr von Genf zur Erhaltung des Friedens bewilligten Zehnten, sondern machte noch auf alles Anspruch, was diese Stadt in der dortigen Gegend besaß. In ihrer Verlegenheit wandte sich die Obrigkeit von Genf durch Sendschreiben an Zürich und Bern, worauf alle reformierten Stände der Eidgenossenschaft auf den 7^{ten} August nach Arau berufen wurden. Dort erschien auch der Syndic Trembley von Genf, um dem Gesuch seiner Obern größeren Nachdruck zu geben. Er bedeutete, wenn man hier nachgäbe, so würde Genf auch die Gefälle in Savoyen einbüßen, und zuletzt würden auch für die Eidgenossenschaft selbst aus ihrer Nachgiebigkeit üble und unberechenbare Folgen entstehen.

Diese Vorstellungen führten die Tagsatzung zum Entschluß, alles aufzubieten, um diesen Übergriffen ein Ende zu machen. Nach 3 tägigen Verhandlungen wurde vor versammelten Ständen eine Gesandtschaft nach Paris beschlossen. Man sah sich nach energischen Männern um, denen man eine so schwierige Mission anvertrauen könnte. Niemand schien dazu geeigneter, als der in fremden und in eidgenössischen Geschäften wohlbewanderte Bürgermeister Heinrich Escher von Zürich und der schon in früheren Jahren in französischem Kriegsdienst so unerschrocken aufgetretene Venner Niklaus Darelhofer. Dieser wußte, daß er in Folge seiner damaligen Entschlossenheit beim König wenig beliebt war, und gerne hätte er sich von dieser Wahl zurückgezogen, aber im Gehorsam zu seiner Obrigkeit ließ er sich endlich dazu bewegen.

Darelhofer war kein Freund Frankreichs, daher aber dem Land und der Bürgerschaft Berns desto lieber. Damit er mit größerem Ansehen vor dem französischen Hof erscheinen könne, wurde ihm das Prädikat wohlbedeldest (*très noble Seigneur*) zuerkannt. Beide Männer ernannte man zu Botschaftern, dem höchsten repräsentativen Rang, der zu erteilen war. Zu einer solchen Gesandtschaft gehörte auch ein glänzendes Gefolge. Darelhofer berief dazu seine beiden Schwäger von Effinger, Bernhard von und zu Wildeg, und dessen Bruder Hans Ludwig, Capitän-Leutenant, ferner seinen Sohn, Hauptmann Carl Darelhofer, und Herrn Julius Hieronymus Ernst, des Mehreren Rats, letzteren als Gesandtschafts-Sekretarius.

Ihre Instruktion lautete: sich in Betreff des Ceremoniels genau an die Vorschriften der Jahre 1663 und 1681, da Escher auch schon als Gesandter erschienen war, zu halten, um die Eidgenossenschaft würdig zu vertreten. In ihren Unterhandlungen sollten sie nichts entscheiden, ohne sich zuvor mit dem Abgeordneten Genfs, dem Syndic Le Fort, zu verständigen. In Eile mußten sich nun unsere Brüder zur Abreise rüsten, Pferde und Reitknechte bestimmen, und sich mit den an einem Hof erforderlichen Prunkkleidern versehen, zu denen auch mächtige Allongeperücken gehörten. Das geschah wohl in Bern, wo sie sich ihrem Führer anschlossen.

Während vor 4 Jahren unser stattlicher Rittmeister seine Kasse nach Osten gelenkt hatte, führte er sie diesmal dem Westen zu. Auch jetzt galt es, einem unerbittlichen Feind entgegen zu treten; aber die Macht Frankreichs ließ sich mit diplomatischen Künsten nicht so leicht bezwingen, wie es 1683 gelungen war, den osmanischen Trotz durch die Waffen zu brechen.

Der Ausbruch von Zürich, sowohl als von Bern, erfolgte anfangs September 1687. Mitte des Monats stießen die beiderseitigen Abordnungen mit ihrem Gefolge in Troyes zusammen, von wo sie nun gemeinsam ihrem Ziele zustrebten. Escher, der schon 61 Jahre zählte, reiste wegen „schwacher Lybsdisposition“ in einer von Pferden beförderten Sänfte.

In Charenton wurde noch einmal Halt gemacht, um sich von der Ermüdung des langen Ritts auszuruhen und mit einigen Freunden, die den erwarteten Landsleuten zum Empfang entgegengereist waren, das Nötige zu besprechen.

Während ihres dortigen Aufenthaltes ließen sich die Schweizer den Platz zeigen, wo der große protestantische Tempel vormals gestanden, mit dessen Niederreißung man schon am Tage der Aufhebung des Edikts von Nantes begonnen hatte. Dieses Gotteshaus hatte den Calvinisten von Paris bis vor einem Jahre als Versammlungsort gedient, da ihnen innerhalb des Stadtbannes keine Kultusstätte gestattet war.

Hochreutiner erwähnt in seiner Reisebeschreibung 1663 den ausgezeichneten Prediger Jean Daillé, der den Calvinisten von Paris lange Jahre bis 1670 das lautere Evangelium verkündet hatte.

Erst am 26^{ten} September erreichte unsere Reisegesellschaft die Tore von Paris, wo sie in folgender Ordnung ihren Einzug hielt: voran die Handpferde, von Dienern geführt, dann die übrigen Reitknechte, hierauf die Gesandten in einer mit 6 Pferden bespannten Kutsche, zuletzt die „Suite“, darunter unsere Wildegger Junker. Ihr Quartier nahm die eidgenössische Botschaft im Hôtel de la Reine Marguerite, rue de Seine, das sie für ihren Pariser Aufenthalt gemietet hatte, und wofür sie per Monat 500 fr. bezahlte.

In diesem, im Renaissancestil erbauten, schmucken Palast verlebte Marguerite, die letzte der Valois, eine Königstochter, Schwester dreier Könige, Enkelin Franz I. und durch ihre Heirat mit Heinrich von Navarra selbst Königin, ihre letzten Lebens-

jahre. — Sie hatte sich diese Residenz zum Wohnsitz erbaut und längs der Seine schöne Alleen angelegt, die als »Cours de la Reine« bekannt sind.

Marguerite verließ ihren königlichen Gemahl freiwillig, um ihrer Nebenbuhlerin Maria di Medici, von der man Nachkommenschaft erhoffte, den Thron einzuräumen. In ihren Memoiren erzählt sie, wie in der Bartholomäusnacht das Blut der protestantischen Diener des Königs bis in ihr Schlafgemach eingedrungen sei und sogar ihr Ehebett bespritzt habe. Mit Recht trägt diese Schreckensnacht den Namen der Bluthochzeit.

Trotz dieser Abschächtung unschuldiger Opfer hielt sich Marguerite zu der Partei der Guisen und haßte die hugenottischen Anhänger ihres Gemahls, den sie nie geliebt und nur gezwungen geheiratet hatte. — Dennoch blieb sie auch nach ihrer Trennung mit dem Hof ihres frühern Gemahls in regem Verkehr, und man sah öfters ihren Wagen über den Pont Neuf (Henri IV.) in den gegenüberliegenden Louvre fahren. In den kunstgeschmückten Räumen des zierlichen Palastes sahen sich nun unsere Schweizer mit Wohlgefallen um und ließen sich von alten Dienern erzählen, wie zu Anfang desselben Jahrhunderts eine auserlesene Gesellschaft von Gelehrten und Künstlern um die geistreiche und flatterhafte Königin „Margot“ versammelt war, die als eifrige Musikfreundin selbst Lieder zu ihrer Laute dichtete und komponierte. Trotz ihrer etwas leichten Sitten hielt sie bei den von ihr gebotenen Gastmählern auf strenge Mäßigkeit im Essen und Trinken.

Wir führen hier einen Ausspruch aus ihren Memoiren an, der noch immer der Wahrheit entspricht. Sie schreibt: „Es ist bekannt, daß der Beleidiger noch weniger geneigt ist, dem von ihm Beleidigten zu vergeben als umgekehrt.“ Marguerite war in heiligen, wie in weltlichen Schriften wohl belesen und legte kein Buch beiseite, bevor sie es zu Ende gelesen hatte. Sie starb 1615, 63 Jahre alt.

Für den kunstsinigen Junker von Wildegg war es gewiß ein Hochgenuß, in diesen aus der Blütezeit der Architektur stammenden erinnerungsreichen Räumen sich näher umzusehen.

Schon am ersten Morgen nach ihrer Ankunft hielten die schweizerischen Abgesandten eine Besprechung mit dem genferischen Residenten Le Fort. Am nämlichen Tag erschienen der königliche Ceremonienmeister und Vorführer fremder Minister, Bonnœil und Giraud. Dieser letztere benachrichtigte die Deputation von der Abwesenheit des Königs, der zum Herbstaufenthalt in Fontainebleau weile. Er riet ihr, sich dort nicht nur dem Könige, sondern auch dem ganzen königlichen Hause vorstellen zu lassen, gegen welche Zumutung die Abgeordneten ihre Abneigung zu erkennen gaben.

Später erschienen die schweizerischen Obristen von Erlach und Stuppa; beide stellten die Ausführung des Begehrens der reformierten Stände zu Gunsten Genfs als äußerst schwierig dar. Erlach, der mehr in der Hoffnung, den Marschallstab zu

erlangen, als aus innerer Überzeugung zum Katholizismus übergetreten war, suchte die Gesandten zur Nachgiebigkeit zu bewegen.*) Auf die Versuche von Einschüchterung erwiderte Escher, daß sie Befehl hätten, zwar mit Bescheidenheit und Ehrerbietung, aber doch mit Festigkeit und Würde die bestehenden Verträge geltend zu machen. Es wurde dann bemerkt, Ihre Majestät wundere sich, daß man einen Mann als Gesandten schicke, der sich in des Königs Dienst durch seine grands emportements bekannt gemacht habe. Darelhofer erwiderte, er habe diese Gesandtschaft nicht gesucht, und nur aus Gehorsam gegen seine Obrigkeit auf vieles Zureden hin angenommen. Während Escher bei allen Verhandlungen, seinem Charakter treu, sich ruhig und mäßig verhielt, ließ sich Darelhofer öfters zu heftigen Äußerungen hinreißen. Man suchte die beiden Botschafter zu trennen, indem man den zürcherischen bevorzugte und den bernischen kühl behandelte.

Der König jagte wie gewohnt im Herbst das Hochwild in den unermeßlichen Waldungen von Fontainebleau. Dahin verfügten sich nun am 3^{ten} Oktober auch unsere schweizerischen Botschafter mit ihrem Gefolge und wurden vom bündnerischen General Stuppa, dem Bruder des Obersten, empfangen und alsbald in die für sie bereiteten Quartiere geführt. Er versicherte sie seiner Bereitwilligkeit, stellte ihnen aber die Schwierigkeiten noch größer vor, als es sein Bruder in Paris getan hatte. Die Frau Generalin dagegen, bei der sie speisten, ermutigte sie, fest zu bleiben; sie meinte, der König habe bei andern Gelegenheiten auch schon nachgegeben. — Zum Nachtsisch erschienen auf der Tafel herrliche Früchte und die weitberühmten Chasselas-Trauben, die eben reif waren. — Während die Führer der Deputation ihre Zeit mit unerquicklichen Auseinandersetzungen zubrachten, lustwandelte das Gefolge im Schatten der uralten Baumgruppen, oder in den künstlich und symmetrisch angelegten Gärten. Auch gingen sie dem langen Kanal entlang, der die Anlagen mit Wasser versorgt. Mit Bewunderung betrachteten sie den von Franz I. erstellten Prachtbau mit seiner langen Gemächer- und Galerienreihe.

Der Baugesist des Junkers von Wildegg regte sich mächtig beim Anblick dieser Kunstwerke und erhielt später noch weitere Nahrung durch die Besichtigung anderer Lustschlösser in und um Paris; besonders das neuerbaute Schloß in Versailles fesselte seine Aufmerksamkeit. Dienstag, den 4^{ten} Oktober, kam Giraud, um die Gesandten zum Minister Colbert de Croissy, Marquis de Torcy, dem Neffen und Nachfolger des Grand-Colbert, zu führen. Derselbe zählte damals 31 Jahre und beherrschte wie kein anderer unter den Ministern Ludwigs XIV. die französische

*) Joh. Jak. von Erlach, geb. 1628, verlor durch seinen Übertritt das Bürgerrecht von Bern und wurde in das von Freiburg aufgenommen, dessen katholische Linie von Erlach er gründete. Er starb 1694 als General-Lieutenant. Seine Ähnlichkeit mit Ludwig XIV. soll so auffallend gewesen sein, daß ihn der König vor seinen Hofleuten fragte: « Mme votre Mère a-t-elle été à Paris? » « Non, Sire, » antwortete Erlach schnell besonnen, « mais mon père. »

Sprache und scheint dem Grundsatz eines spätern französischen Diplomaten (Calleyrand) gehuldigt zu haben: »que la parole est donnée à l'homme pour cacher sa pensée«. — Giraud setzte sich in Eschers Wagen zu seiner Linken, Darelhofer fuhr in einem zweiten Wagen mit seinem Sohne. Unten an der Treppe wurden sie vom ersten Comitis des Herrn von Croissy empfangen. Dieser selbst kam ihnen im ersten Zimmer entgegen und führte sie durch zwei andere in sein Kabinett, wo er ihnen, wie beim Hineinführen, die Hand reichte. Nachdem man sich gesetzt und einige Höflichkeiten ausgetauscht hatte, bedeckte sich der Minister, und die Gesandten taten desgleichen, worauf sie den Zweck ihres Kommens auseinandersetzen. Escher entledigte sich in kurzen Worten seines Auftrages und erbat sich geneigtes Gehör beim König. Der Minister versprach, Seine Majestät davon in Kenntnis zu setzen, was er aber nicht im Sinne des Auftraggebers tat. Bald nachdem die Botschafter in ihr Quartier zurückgekehrt waren, erschienen die Herren Bonnoeil und Giraud, ihnen eine Audienz beim Könige auf nächsten Sonntag anzukündigen. Sie schlugen ihnen zugleich vor, dem Dauphin und dem Herzog von Orléans ihre Aufwartung zu machen, wessen die schweizerischen Deputierten abermals enthoben zu werden wünschten, da sie in wichtiger Angelegenheit und nicht zur Erweisung von Höflichkeiten nach Frankreich gekommen seien; dagegen möchten sie wissen, welches Ceremoniell für die königliche Audienz in Aussicht genommen sei. Bonnoeil gab zur Antwort: „Mein Amtsgenosse und ich kommen in einem zweispännigen Wagen, Sie abzuholen und vor den König zu führen. Sie werden ihn auf einer Erhöhung finden, ihm die drei vorschriftsmäßigen Reverenzen machen, zu ihm hinaufsteigen und nach gebotener rechten Hand zu ihm mit entblößtem Haupte sprechen. Seine Majestät wird Sie bedeckten Hauptes anhören, bei gewissen Worten aber seinen Hut abnehmen.“ „So gern sie wollten,“ antwortete Escher, „ihre Instruktionen erlaubten ihnen nicht, sich mit so einem einfachen Empfang zufrieden zu geben, sie verlangten, daß der Wagen, der sie abhole, wenn nicht mit sechs, doch mit vier Pferden bespannt sei. Unten an der Treppe sollte sie, wie 1663, ein Ritter des heiligen Geistes erwarten, desgleichen ein Hauptmann der Leibwache. Beide sollten sie in den Audienzsaal begleiten und zwar mitten durch die Spalier bildenden, unter Waffen stehenden Cent Suisses.“ — Auf dieses hin beurlaubten sich die Hofbeamten für eine Weile, erschienen aber bald wieder mit dem Bericht, daß an dem zuerst mitgetheilten Ceremoniell nichts geändert werden könne, worauf die Abgesandten erwiderten, so sei es ihnen auch nicht möglich, die Audienz anzunehmen; sie seien als Botschafter zu einem ehrenvollen Empfang berechtigt; sie seien es ihrer Regierung schuldig, zu verlangen, nicht als Untergeordnete, sondern als Bundesgenossen behandelt zu werden.

Der Oberst von Salis, der Gegenfüßler von Stuppa, den er als eigenmüßig und unzuverlässig schilderte, riet zu festem Auftreten und gewann sich dadurch die Freundschaft unserer Schweizer, insbesondere diejenige Junker Bernhards, der sich

bald seine Braut aus dem Hause von Salis holen sollte und dadurch sein Vetter wurde. Er stand damals anfangs der vierziger Jahre. *) —

Sofort wurde nun ein Überreuter nach der Schweiz abgefertigt, um neue Instruktionen entgegen zu nehmen. — Bald genug überzeugte sich die eidgenössische Botschaft in ihren verschiedenen Unterredungen mit dem Minister Colbert de Torcy, daß man ihr wohl nur deswegen so viele Schwierigkeiten über die Form des Empfanges in den Weg lege, weil man zum voraus entschlossen sei, ihr in der Hauptsache nicht zu willfahren.

Nach Abfertigung dieses ersten Kuriers reisten die Gesandten und ihr Gefolge nach Paris zurück.

War es auch unsern Schweizern nicht gelungen, den König zu sprechen, so werden sie ihn doch ohne Zweifel von weitem erblickt haben, wenn er in seinem leichten Jagdwagen in den Wald fuhr, und Bernhard, der vor Wien vielen berühmten Kriegshelden begegnet war, mag später seinen Kindern erzählt haben, daß er auch den größten Monarchen damaliger Zeit gesehen habe. Unsichtbar machte sich dagegen die im Geheimen schon das Szepter Frankreichs führende M^{me} de Maintenon. Die Reise von Paris nach Fontainebleau konnte sowohl zu Pferd als zu Wagen kaum in einem Tag zurückgelegt werden; meistens wurden zwei Tage darauf verwendet. Wenn aber Ludwig XIV. seine Residenz von Versailles nach Fontainebleau verlegte, nahm er in den an seinem Wege gelegenen Schlössern des hohen Adels Herberge und blieb dann drei Tage unterwegs.

Seines Bruders Gemahlin, die Herzogin von Orléans, die er trotz ihres Freimutes gern um sich sah und stets zur Jagd mitnahm, hatte die nachahmenswerte Gewohnheit, täglich drei Kapitel der heiligen Schrift zu lesen, nämlich eines aus dem alten, eines aus dem neuen Testament und einen Psalm. Um nun ihrer Gewohnheit treu zu bleiben, las sie vor ihrer Abreise nach Fontainebleau statt der gewöhnlichen drei Kapitel deren neun. Zu jener Zeit hatten die Bibeln ein großes Format, und sie sorgte dafür, daß sie in jedem ihrer Residenzschlösser einen dieser deutschen folio-Bände heiliger Schrift vorfand. Obschon zwangsweise und nur äußerlich der katholischen Kirche zugehörig, war sie im Herzen dem Glauben ihrer Kindheit treu geblieben und wagte es, das Verbot des Königs zu übertreten, der es in seinem Reich nicht duldete, daß sich jemand anders als vorschriftsmäßig erbaute. Elisabeth Charlotte, als Eiselotte bekannt, scheute sich nicht, beim Lesen des Wortes Gottes überrascht zu werden, und ließ sich nicht leicht in ihrer Andacht stören.

Diese regelmäßige Schriftbetrachtung geschah nicht in oberflächlicher Weise, denn sie wußte die Bibelworte gelegentlich im Leben praktisch anzuwenden, und es

*) Johann Baptista von Salis-Soglio war der zweite Sohn Antonios, Oberst des Regiments von Salis. — Er wurde bei der Belagerung von Girone in Catalonien schwer verwundet, diente aber trotzdem als tapferer Offizier noch manches Jahr. Er starb 1701, erst 55 Jahre alt. —

gab ihr dieser tägliche Umgang mit Gott inmitten ihrer sittlich tiefgesunkenen Umgebung einen moralischen Halt und eine Festigkeit, welche auch die leichtsinnigsten Höflinge an ihr achteten.

Nach Paris zurückgekehrt, begaben sich unsere Abgeordneten zu Herrn Esequiel Spannheim, dem kurfürstlich-Brandenburgischen Gesandten, um seinen Rat einzuholen. Er war, obschon pfälzischen Ursprungs, geborener Genfer, daher hätte er sich mit mehr Eifer zu gunsten seiner Vaterstadt betätigen sollen. Nach der Regel wäre es dem Freiherrn von Spannheim, wie er sich betiteln ließ, angestanden, den Schweizer Deputierten den ersten Besuch zu machen. Sein Herr, der Große Kurfürst, hatte ihm den ausdrücklichen Befehl erteilt, sich der schweizerischen Abordnung anzunehmen; Spannheims Einsicht und Klugheit hatten ihm am französischen Hof viel Achtung erworben, daher konnte man von ihm guten Rat erwarten. Er fand, daß, nachdem der König sie als Botschafter anerkannt, die angebotenen Kuralien sich nicht damit reimten, und daß sie das Recht hätten, mehr Entgegenkommen zu fordern.

Während die Abgeordneten auf die Rückkehr ihres ersten Kuriers warteten, brachten sie den größten Teil ihrer Zeit mit der Besichtigung der Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt zu, ohne jedoch den eigentlichen Zweck ihrer Sendung aus den Augen zu verlieren. Bernhard gedachte lebhaft seines Vaters, der ihm viel von Paris unter der Regierung Ludwigs XIII. erzählt hatte. Seit 1663, da Escher in Paris gewesen war, hatte sich diese Königsstadt zu einem erstaunlichen Glanz erhoben. Unter anderen Sehenswürdigkeiten fiel der Blick des Bürgermeisters von Zürich mit Entsetzen auf das Denkmal, das der Herzog de la Feuillade Ludwig dem Großen auf dem Siegesplatz hatte errichten lassen, um den schwerkranken König in den Wahn seiner Unsterblichkeit einzuwiegen. Es stellte Ludwig XIV. dar, wie ihm ein Engel einen Lorbeerkranz aufs Haupt setzt. An den vier Ecken des Postaments hückten sich vier an Ketten geschmiedete Sklaven, Spanien, das deutsche Reich, Holland und Algier versinnbildlichend. — Lichter wurden vor dem Bilde angezündet; man trieb die Vergötterung sogar so weit, daß man vorschlug, sich knieend vor das Bild hinzuwerfen, wie weiland den gefangenen Juden in Babylon zugemutet worden war, das Bild Nebukadnezars anzubeten. Jedoch in seiner „großen Bescheidenheit“ verbat sich der genesende Monarch eine so weit gehende Huldigung.

Escher schrieb darüber an einen seiner Freunde: „Kaum kann ich glauben, daß eine solche Abgötterei ungerochen bleiben und nicht bald die göttliche Gerechtigkeit erwecken werde, um die menschliche Hoffart in den Kot zu treten.“ So sehr nahm er dieses Denkmal zu Herzen, daß er an offener Tafel bei Stuppa seinem Unwillen darüber Luft machte. Der General war verlegen und wollte ihn beschwichtigen. Er gab zu, daß das Standbild nicht allgemeinen Beifall gefunden habe, „aber,“ setzte er hinzu, „in solchen Dingen muß man mit dem Strom schwimmen.“ (!) Eschers Prophezeiung sollte nur zu wörtlich in Erfüllung gehen;

es war das letzte Jahr der Glanzperiode Ludwigs XIV., und ungefähr 100 Jahre später wurde sein Bild von dem wütenden Pöbel in den Kot getreten.

Aber jetzt dachte noch kaum jemand an den Untergang des glanzvollen Reiches; Kunst und Wissenschaft blühten, und alle Völker neigten sich vor dem mächtigen Eroberer. Über die Bühne gingen die klassischen Stücke eines Corneille, Racine und Molière. Unter den Dichtern fand man einen Boileau und La Fontaine. Die Architekten, wie Mansard und andere, überboten sich in Prachtbauten; eben war das Hôtel des Invalides entstanden. Die in regelmäßigem Stil angelegten, mit kühlenden Wasserwerken belebten Gärten zeugten vom Kunstsinne eines Le Nôtre.

Viele Besuche und Einladungen verkürzten die Wartezeit unserer Schweizergesandten. Unter anderen hohen Standespersonen besuchten sie auch die Herzogin von Nemours, geborene Herzogin von Longueville und Fürstin von Neuenburg, die sie gleich nach ihrer Ankunft willkommen hieß. Das Gespräch mit ihr drehte sich hauptsächlich um Neuenburg, wo die Fürstin, wie sie sich ausdrückte, am liebsten hätte wohnen mögen. Dann beklagte sie sich bitter über die Kränkungen, die sie vom Hof und vom großen Colbert erlitten, durch dessen Tod sie unlängst von seinen Schikanen befreit worden war. Unsere Gesandten hatten selbstverständlich keine Mühe, ihre Ansichten zu teilen. Die Herzogin überhäufte sie mit Höflichkeiten und entließ sie, wie sie empfangen worden, mit einem freundlichen Kuß.

Auch mit den Offizieren der Schweizertruppen verkehrten ihre Mitleidgenossen gerne. Sie unterließen es jedenfalls nicht, sogar den gemeinen Soldaten in seiner Landessprache anzureden. Das rauhe Schwyzerdütsch tönte in den Ohren der von der Heimat weit entfernten Söldner wie die lieblichste Musik. —

Diese Söldlinge waren indeß ihren republikanischen Anschauungen treu geblieben. Ein Zug, den uns die Herzogin von Orléans erzählt, liefert uns die Illustration dazu; sie sagt: „Wie ich erst in Frankreich kam, wollte ich nachts im Garten von Versailles spazieren; der Schweizer, so die Wache hatte, wollte mich nicht durchlassen. Ich sagte zu ihm: „Guter Schweizer, laßt mich spazieren, ich bin des Königs Bruders Frau.“ „Hat der König denn einen Bruder?“ fragte der Schweizer. Ich sagte: „wißt ihr denn das nicht? Wie lang dient ihr denn dem König?“ Er sagte: „30 Jahr.“ Ich sagte: „Wie, wißt ihr denn nicht, daß der König einen Bruder hat? Man macht euch ja das Gewehr nehmen, wenn er vorbeifährt?“ „Ja,“ sagt der Schweizer, „wenn man die Trummel schlägt, nimm ich das Gewehr, was geht's mich an, vor wen es ist. Ich habe nie gefragt, ob der König Weib, Kinder oder Bruder hat. Da frag ich nichts danach.“ — Noch heute gäbe es Eidgenossen genug, die einer ähnlichen Antwort fähig wären.

Zu den Ceremonien des katholischen Kultus wurden die Schweizer Truppen, unter denen viele Reformierte dienten, mit Vorliebe beigezogen. So sehr sich auch die evangelischen Offiziere auszeichneten, waren sie von der Ordensverleihung des

« Ruban bleu de St. Louis » ausgeschlossen, und dadurch vor den katholischen Mitleidgenossen gekennzeichnet und vor dem französischen Volk herabgewürdigt. Erst unter der Regierung Ludwigs XV. erlangte Oberst Kochmann für die protestantischen Offiziere die Errichtung des « ordre pour le mérite ».

Dort in Paris faßte Hans Ludwig von Effinger, der jüngere Bruder Bernhards, den Entschluß, seinen Degen lieber dem reformierten Holland anzubieten, als ihn für das intolerante und sittenlose Frankreich zu gebrauchen, was er auch in der Folge ausführte. Die damaligen Schweizertruppen in Frankreich bestanden aus 18000 Mann, worunter 856 Offiziere, von denen jedoch nach der Absetzung Jakobs II. und der Thronbesteigung Wilhelms I. von Oranien viele in englischen Kriegsdienst übertraten.

Während seines Aufenthaltes in der französischen Hauptstadt wohnte Escher mit seinen Mitdeputierten dem deutschreformierten Gottesdienst bei, der jeden Sonntag im brandenburgischen Gesandtschaftshôtel standfand. Am 21^{ten} Oktober kam der nach der Schweiz reitende Eilbote zurück. Er war 16 Tage fort gewesen, von denen er die Hälfte das gleiche Pferd geritten hatte.

Noch einmal am 24^{ten} Oktober verfügten sich die Gesandten nach Fontainebleau. Den folgenden Morgen um 8 Uhr wurden sie zu einer Audienz beim Staatsminister zugelassen. Escher erinnerte diesen an die Hülfe, welche die Schweizertruppen der französischen Armee treu geleistet. Wenn es nun auch schiene, daß die Krone sich nicht um zwei kleine Staatswesen, wie Zürich und Bern, bekümmere, so sei doch zu bedenken, daß oft große Veränderungen schneller einträfen, als der Mensch voraussehen könne. Le Marquis de Torcy gab dies zu und rühmte die Dienste, welche die Schweizer Frankreich erwiesen hätten; besonders erwähnte er verschiedene Taten einzelner Personen. Aber in Ansehung des Ceremoniells gab er keinen Fußbreit nach, versprach aber doch, das von Escher mitgebrachte Schreiben dem König zu übergeben. Nach vergeblichen Unterhandlungen entschlossen sich die Schweizer, vor gänzlichem Abbruch noch einmal einen Kurier an ihre Obrigkeit zu schicken. Wieder, am 28^{ten} Oktober, reisten sie nach Paris zurück, um die Rückkehr dieses zweiten Überreiters abzuwarten. Trotz der vielen gebotenen Vergnügungen und Gastereien wurde ihnen allmählich die lange Wartezeit lästig. Besonders Escher sehnte sich nach seiner Familie und dem heimischen Herd zurück.

Die Antwort aus der Schweiz lautete, es seien noch alle Mittel zu einer Verständigung zu versuchen, sei es durch eine Privat-Audienz oder sonstige Konferenzen. Wenn aber alle ihre Bemühungen umsonst wären, sollten die Gesandten ihre Pässe zurückverlangen und ihren Abschied nehmen. Mittlerweile war der Hof wieder in Versailles eingetroffen.

Am 29^{ten} November wurde den Schweizern nochmals eine Audienz beim Minister in dem königlichen Schloß daselbst bewilligt, die sie nicht befriedigte. So sandte man am 6^{ten} Dezember « Monsieur de Wildegg », wie wir aus einer alten

Handschrift vernehmen, mit dem Auftrag nach Versailles, vom Minister eine endgültige Besprechung auszuwirken. Bernhard von Effinger war für diese Mission sehr geeignet; er verband einen vornehmen Anstand mit festem Auftreten. Der Staatsmann gab trockenen Bescheid und klagte, daß man ihm in dieser Angelegenheit keine Zeit noch Ruhe lasse; doch verstand er sich zu einer nochmaligen Unterredung, die aber gleich den frühern resultatlos verlief, jedoch den Deputierten die Gelegenheit bot, anzufragen, wie es möglich sei, daß der König um 20 katholischer Geistlicher willen, die weder seine Untertanen seien, noch in seinem Lande wohnten, viele tausend Menschen in der protestantischen Schweiz seinem Dienst abgeneigt machen könne.

Fünf Unterredungen hatten Escher und Dargelhofer schon mit Mr. de Croissy gehabt und Spannheim hatte sich vergeblich für sie verwendet. Es wurde ihnen nun klar, daß man sie absichtlich täusche und hinhalte, und daß es umsonst wäre, noch länger in Frankreich zu verweilen; sie wollten daher einen Hof verlassen, der sie durch nichtige Ausflüchte ermüden, zu unbesonnenen Schritten verleiten, und ihre Obrigkeiten herabzuwürdigen suchte. Gleichwohl fanden sie es angemessen, vor dem wirklichen Abschied einen letzten Versuch beim Minister zu wagen, in welcher Absicht sie am 15^{ten} Christmonat wieder nach Versailles reisten. Der Minister bestimmte ihnen eine Stunde zur Unterredung, die zur gegebenen Zeit stattfand.

Den 19^{ten} gab Spannheim unserer Gesandtschaft ein köstliches Gastmahl; den 21^{ten} beurlaubten sich die Abgeordneten bei der Herzogin von Nemours; den 23^{ten} legten sie ihr Abschiedskompliment in Versailles ab. Croissy fragte bestürzt, ob denn die Abreise so nahe sei: „Ja, in zwei Tagen“, antworteten die Deputierten, „wenn von Seiten des Hofes nichts neues geschieht.“

Bei der Verabschiedung ließ der Minister gegen den zürcherischen Gesandtschaftschreiber ein paar Worte von königlicher Gnade und Recognition fallen, daraus aber dieser nicht recht flug wurde.

Den 24^{ten} Christmonat machte noch der kaiserliche Gesandte von Lobkowitz, der sich bisher nicht bei den Schweizern gezeigt hatte, einen Besuch im Hôtel de la Reine Marguerite, und tadelte in starken Ausdrücken die gegenwärtige Verfolgung der Hugenotten durch die französische Krone, eine Bemerkung, die uns von solcher anti-reformatorischer Seite wundern muß. Spät am Abend dieses Tages meldeten sich für den folgenden Morgen die Herren Bonnoeil und Giraud an. Diese Ankündigung, zugleich mit den Andeutungen des Ministers, ließ unsere Abgesandten vermuten, daß die genannten Hofbeamten kommen möchten, um ihnen Geschenke anzubieten. Sie besprachen sich daher, was sie auf diesen Fall hin zu tun hätten, und diesmal, einmütiger als sonst, beschloßen sie, unter obwaltenden Umständen, jegliches Geschenk abzulehnen; es würde die Annahme eines solchen nicht nur unschicklich, sondern schmachvoll erscheinen; die Mißachtung, die man ihnen erzeigt habe, dürften sie nicht durch ihre Nachgiebigkeit rechtfertigen. — Darin waren sie einig, den Beweis abzulegen, daß sie und ihre Obrigkeit sich nicht durch

Geldspenden bestechen ließen, und hier der Vorwurf keine Geltung habe: «Pas d'argent, pas de Suisses.»

Am 25^{ten} Dezember, also am Weihnachtstage, erschienen um 11 Uhr morgens Bonnoeil und Giraud im Botschafter-Hôtel. In ihrem hochmütigen Auftreten ließen sie sich nicht träumen, welche Beschimpfung von Seiten der Schweizer ihrer wartete. Durch die Reihen der Zuschauer trug Giraud mit absichtlicher Ostentation einen schweren Geldsack, den er im Audienzsaal vor die Gesandten flirrend hinlegte. Sich an diese wendend, sagte Bonnoeil, indem sein Gehülfe den Beutel öffnete und zwei schöne Ketten hervorzog: „Wir kommen auf Befehl des Königs, der Ihnen ein Zeichen seiner Benevolenz verehren möchte, wie gegen Ambassadoren üblich ist.“ Mit diesen Worten bot er Escher die größere der Ketten an und hielt ihm die daranhängende Schaumünze mit des Königs Bildnis vor die Augen. Die mit einem gleichen Medaillon versehene kleinere Kette präsentierte Giraud Dargelhofer. — Die größere Kette war 9 Ellen lang und stellte einen Wert von 170 Louisd'or dar. — Außerdem boten die beiden Hofbeamten jedem der Botschafter ein Geldpaket mit 150 Louisd'or als Reisegeld an. Aus einem anderen Sackel entnahmen sie verschiedene Präsente und eine Anzahl Goldstücke, die für die „Suite“ bestimmt waren.

Escher bemerkte dem Ceremonienmeister: „Der Schaupfennig an dieser Kette ist sehr schön, die Kette noch hübscher, alles würden wir gern annehmen, wenn das Geschenk und das Traktament, das uns zu Teil geworden, sich zusammen reimten. Weil es uns aber nicht vergönnt war, das Original des Bildnisses zu sehen, wollen wir uns auch nicht mit der Copie begnügen, wir bitten, uns daher bei seiner Majestät zu entschuldigen.“ — Betroffen erwiderten die Überbringer, daß alle fremden Minister Verehrungen empfangen. Giraud wendete sich gar freundlich gegen Escher, dem er sagte, daß der König mit ihm und seinem Betragen sehr wohl zufrieden sei. Die Gegenantwort war, sie seien nicht gesinnt, sich und ihre Nachkommen mit Schande zu bedecken. „Wenn seine Majestät“, fügte der zürcherische Bürgermeister hinzu, „in der Tat geruhen, einige Achtung für mich zu haben, so werden Sie wohl nicht von mir verlangen, daß ich eine Handlung begehe, wodurch ich mir einen ewigen Vorwurf zuziehe und mich für immer untüchtig machen würde, meinem Vaterland zu dienen, dessen Wohlfahrt, sowie die Zuneigung meiner Obrigkeit und des ganzen Volkes, mir über alles gehen und teurer sind, als alle Schätze zu Versailles.“

Das, antwortete Bonnoeil unmutig, hätte er nicht erwartet, und so etwas sei ihm noch nie widerfahren. „Vielleicht wohl,“ erwiderten die Andern, „aber auch was uns widerfahren, hat man noch keinem Gesandten getan.“

Ungeachtet alles Drängens blieben die Schweizer bei ihrem Abschlag, weil sie nicht mit Nachteil ihrer Ehre ihren Privatseckel zu „spicken“ gedachten. — Nach der Berechnung der Gesandten belief sich der Wert der von ihnen verschmähten Geschenke auf mindestens 300 Dublonen oder 7000 frs., eine Summe, die damals

einen viel größeren Wert hatte als heute, und nicht zu jeder Zeit so uneigennützig wäre abgewiesen worden.

Nun blieb den verblüfften französischen Sendlingen nichts anderes übrig, als sich zu beurlauben. Giraud steckte seine Ketten ein, und weil er öffentlich den vollen Sackel hereingetragen hatte, mußte er ihn auch gleicherweise wieder hinaustragen.

Escher erzählt weiter: „Das Gelächter kehrte sich nun gegen die höfische Unverschämtheit der königlichen Boten, denn die Zahl der Neugierigen hatte sich unterdessen im Vorgemach vermehrt. Am unzufriedensten und halb wütend waren die Lakaien, die mit den Hofbeamten gekommen waren. Sie hatten ein schönes Trinkgeld erwartet, und da sie nun leer ausgingen, hörte man sie laut schimpfen und fluchen, während die Unsrigen aus vollem Halse lachten.“ In kurzer Zeit verbreitete sich die Kunde von der ehrenhaften Handlungsweise der Schweizer durch ganz Paris; ihre Landsleute und sogar Franzosen strömten zusammen, um ihnen ihre Freude und Zustimmung zu bezeugen und die Abgeordneten, die den guten Ruf ihrer Nation vermehrt hatten, zu beglückwünschen. — Wohl in Erinnerung an diesen historischen Moment hat Junker Bernhard die Devise auf seinen Siegelring stechen lassen: «Plus de fermeté que d'esclat.»

Unsere unbestechlichen Eidgenossen konnten sich jedoch nicht lange der Anerkennung ihrer Freunde hingeben, da sie auf dem Punkt waren, abzureisen. Am folgenden Morgen, den 27^{ten} Dezember 1687, verließen sie Paris nach dreimonatlichem Aufenthalte. Während sie durch die Straßen ritten, winkten ihnen die Pariser aus den offenen Fenstern Abschiedsgrüße zu. In Noyon empfing sie der Chevalier von Soissons, ein naher Anverwandter der Herzogin von Nemours, mit vielen Ehrenbezeugungen, und einem Triumphzug gleich gestaltete sich ihre Ankunft in Neuchâtel und Bern. Zwei Stunden von der Hauptstadt fand eine feierliche Begrüßung durch 100 Reiter statt, an deren Spitze der Schultheiß Kirchberger, nachmaliger Schwiegervater eines der Heimkehrenden, des Hans Ludwig, einherritt. Nicht genug konnte man das Verhalten der Gesandtschaft rühmen und mit reichlicher Bewirtung belohnen. — Den 16^{ten} Januar trennte sich Escher von Darelhofer, der ihm noch mit einem ansehnlichen Gefolge das Geleite gab.

Bis Wildegg ritt wohl Junker Bernhard in Gesellschaft der Zürcher Deputation, die am 19^{ten} mit eben so vielen Ehren in ihrer Vaterstadt bewillkommt wurde.



Reich an Eindrücken, aber mit leeren Taschen kehrten unsere Wildegger Junker in ihre Heimat zurück. — Laut einem Schuldbrief vom 20^{ten} Dezember 1687 hatte Bernhard von Effinger durch seine Schwäger in Bern 700 Gl. nach Paris kommen lassen. Im folgenden Jahre beauftragte er seinen Vetter, Alt-Pfleger Hirzel in Zürich, das Kapital abzulösen oder zu 5 pro cent zu verzinsen. Unterschrift E. Wildegg. —

Die Bemühungen unserer Gesandten erwiesen sich später aber nicht so erfolglos, wie es zuerst erschien. Noch vor Ablauf eines Jahres zog Ludwig XIV. andere Saiten auf und setzte Genf wieder in seine früheren Rechte über die Landschaft Gex ein.

Unerwartet erhielt der Syndic Le Fort eine Einladung zu einer Privat-Audienz beim König, die ihm bisher stets verweigert worden war. Seine Majestät geruhete, eine Dankszugung entgegen zu nehmen, und ihn, unter Bezeugung seiner Huld für die Republik Genf, zu entlassen.

Bei den Eroberungsplänen Ludwigs XIV. war es für den kriegerischen Monarchen wichtig, seine militärische Macht durch schweizerischen Zuzug zu vermehren. — Im Hinblick auf die gewünschten Werbungen mußte er sich überzeugen, daß er die Eidgenossenschaft nicht vor den Kopf stoßen, sondern schonen müsse, mehr als er es sonst durch die Kapitulations-Verträge getan hätte. — Das feste Verhalten der eidgenössischen Abgesandten hatte ihm jedenfalls imponiert.

Wohl einem Land, das so entschlossene, uneigennützig und unbestechliche Männer an seine Spitze stellt.

„In diesem 1688^{ten} Jahr wird Wilhelm von Oranien König von England.“

„Im Sommer 1688, den 5^{ten} Juli,“ erzählt die Aarauer Chronik, „erhub sich ein starker Wind mit Hagelwetter, der vom Genfersee bis an den Bodensee reichte, großen Schaden anrichtete und in der ganzen Schweiz eine Teuerung verursachte.“